

# Neue Wohnformen für den neuen Lebensabschnitt

Nach der Pensionierung werden die eigenen vier Wände und das Quartier stärker zum Lebensmittelpunkt. Für ein selbstständiges Leben im Alter zentral sind ein funktionierendes Unterstützungsnetzwerk und eine Wohnung, die sich verschiedenen Lebensphasen anpasst.

Von Annegret Honegger

## «Ich geniesse das Zusammenleben»

«So unkompliziert wie möglich» lautet das Motto der Gross-WG in Zürich-Höngg, in der Yvette Brunner-Weinmann seit gut vier Jahren wohnt. Acht Personen teilen sich eine Küche, zwei Wohnzimmer und drei Bäder.

Für Yvette Brunner (69) war nach dem Auszug ihrer Kinder und der Trennung von ihrem Mann klar: Alleine wohnen wollte sie nur vorübergehend. Das Mehrgenerationenhaus am Stadtrand, das die Zürcher Genossenschaft Kraftwerk1 plante, sprach sie an: «Gemeinschaftlich, selbstorganisiert, ökologisch und wirtschaftlich nachhaltig» steht in den Statuten – das gefiel mir.» Schon während der Bauzeit beschäftigte sich Yvette Brunner in einer Gruppe mit dem künftigen Zusammenleben. Als die 85 Bewohnerinnen und Bewohner vor vier Jahren die 26 Wohnungen bezogen, kannten sich deshalb bereits die meisten.

Yvette Brunner zügelte mit drei Männern und vier Frauen in eine der vier Gross-WGs – ihre erste WG-Erfahrung. Ihre Mitbewohnenden sind heute zwischen 25 und 70 Jahre alt, einige studieren, manche arbeiten Vollzeit, andere Teilzeit. Mit zwei Frauen, welche wie die ehemalige Lehrerin und Erwachsenenbildnerin pensioniert sind, ist der Kontakt besonders eng: Die drei Frauen unternehmen oft spontan etwas zusam-

«Flexibel, tolerant und grosszügig muss man sein», sagt Yvette Brunner über das Leben in der Wohngemeinschaft. Dafür trifft man auch tolle Menschen.

men und sind nach einem gemeinsamen Sprachkurs letztes Jahr nach Spanien gereist. Wer daheim ist, trifft sich abends am langen WG-Tisch zum Znacht. Im Haushalt gilt: so unkompliziert wie möglich. Beim Kochen und Putzen wird abgewechselt, alle haben ihre Ämtli und aktualisieren die gemeinsame Einkaufsliste per Handy. Am Monatsende werden die Finanzen ausgeglichen.

Viele Siedlungsbewohnerinnen und -bewohner engagieren sich wie Yvette Brunner in verschiedenen Arbeitsgruppen: Sie kochen im Gemeinschaftsraum, organisieren Kinoabende oder Ausstellungen, hüten Kinder, packen im Garten, im hauseigenen Laden oder an den regelmässigen Aktionstagen beim Putzen und Entrümpeln mit an. Im Sommer verlagert sich das Leben

nach draussen auf die Gemeinschaftsterrasse, die sich über alle sieben Stockwerke zieht. Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Generationen, Meinungen und Lebensstilen sei spannend und erhalte sie jung, sagt Yvette Brunner. Flexibel, tolerant und grosszügig müsse man für diese Wohnform aber schon sein: «Ich versuche, das, was mich stört, nicht

überzubewerten, und geniesse es dafür, mit so vielen tollen Menschen zusammenzuleben.» Loszulassen findet Yvette Brunner aufs Älterwerden hin wichtig und auch entlastend: «Dass wir uns in der WG und in der ganzen Siedlung vieles teilen, empfinde ich als einen grossen Reichtum.»

[www.kraftwerk1.ch/heizenholz](http://www.kraftwerk1.ch/heizenholz)

agh



Bild: Bernard van Dierendonck

Wie und wo will ich im Alter wohnen? Lebe ich lieber allein, oder mag ich andere Menschen um mich herum? Wie viel Platz brauche ich? Was kann ich mir leisten? Fühle ich mich wohl und sicher in meinem Haus, meiner Siedlung, meinem Quartier oder meinem Dorf? Kann ich bleiben, wo ich bin, auch wenn meine Kräfte schwinden? Gibt es Angebote und Menschen, die mich entlasten?

Nach der Pensionierung werden Wohnung und Wohnumgebung wichtiger, weil nun ein grösserer Teil des Alltags in den eigenen vier Wänden und im Quartier stattfindet. Deshalb stellen sich viele die Frage, ob sie im Hinblick auf die neue Lebensphase mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind oder sich nochmals verändern wollen und können. Yvette Brunner, Theresia und Song Chin, Pia Sieber, Richard Hehl und Ursula und Beat Schären haben sich für einen Neuanfang entschieden. Auf diesen Seiten erzählen sie vom Leben und Wohnen in einer Hausgemeinschaft mit Gleichaltrigen, in einer Gross-WG mit verschiedenen Generationen oder in einem Alterszentrum, das bei Bedarf unterstützende Dienstleistungen und Pflege bietet.

Ihre Beispiele zeigen, dass die Vielfalt der Wohnformen ebenso wächst wie das Spektrum an Vorstellungen und Wünschen, wie Menschen im Alter heute leben wollen. Neue Generationen gestalten ihre Wohnsituation anders als ihre Vorgänger. Entscheidend sind dabei etwa persönliche Erfahrungen und der Gesundheitszustand, aber auch finanzielle Möglichkeiten und die Chancen auf dem Wohnungsmarkt.

Sogenannte «neue Wohnformen» wählt nur eine kleine Minderheit, das hat auch

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 12



Alles, was man braucht, unter einem Dach: Theresia und Song Chin.

## «Es ist beruhigend, jederzeit gut versorgt zu sein»

**«Perfekt versorgt. Mitten im Grünen» – so wohnen Theresia und Song Chin. Vor einem Jahr zügelte das Ehepaar von Opfikon nach Opfikon: von der Mietwohnung ins Seniorenzentrum.** Immer beschwerlicher wurde das Hochtragen der Zainen aus der Waschküche, immer riskanter das Einsteigen in die Badewanne – deshalb meldeten sich Theresia (76) und Song (83) Chin sofort an, als sie vom Neubau des Seniorenzentrums Vitadomo Bubenholz quasi vor ihrer Haustüre in Opfikon ZH erfuhren. Vor einem Jahr bezogen sie eine 2,5-Zimmer-Wohnung. Seither ist ihr Alltag einfacher: Der Lift bringt sie direkt aus der Tiefgarage in den ersten Stock, die Dusche hat keine Schwellen, und Waschmaschine und Tumbler stehen im eigenen Bad. Per Notrufknopf in allen Zimmern wäre jederzeit Hilfe zur Stelle. Doch bisher brauchen die Chins kaum eine der Dienstleistungen, die Vitadomo bietet. Wie vorher kaufen sie zu Fuss im Dorfzentrum ein oder fahren mit dem Auto ins Glattzentrum, kochen, waschen, bügeln und putzen selber. «Wir sind zum Glück noch fit», sagen sie, «und wenn wir Entlastung brauchen, genügt ein Telefon an die Rezeption.» «Dienstleistungen à la carte» nennt sich das Konzept, das garantiert, dass man nur bezahlt, was man auch braucht. Kommen Freunde oder die vier Enkelbuben zu Besuch, schätzen sie das hauseigene Bistro. Zum Coiffeur braucht Theresia Chin

bei Regen oder Eis nicht nach draussen zu gehen, und auch aufs Velo oder aufs Laufband kann man sich unter dem gleichen Dach im Gymnastikraum schwingen. Beide nehmen gern an den Konzerten und Filmvorführungen im Mehrzwecksaal teil, engagieren sich aber weiterhin auch in der Kirche und beim Musikverein. «Die Musik ist mein Leben», sagt der gebürtige Chinese Song Chin, der leidenschaftlich gern Mundharmonika spielt. Spaziert man mit den Chins durchs Haus, grüssen sie links und rechts das Personal, halten einen kurzen Schwatz mit den Nachbarn, viele kennen sie von früher: «Hier wohnen wir privat und können uns jederzeit zurückziehen – aber wenn man Lust auf Gesellschaft hat oder Hilfe braucht, ist immer jemand da.» Oft spazieren oder sitzen die Bewohnerinnen und Bewohner draussen in der schönen Gartenanlage – «im vergangenen herrlichen Sommer manchmal bis gegen Mitternacht», schwärmt Theresia Chin. Wenn eines von beiden Pflege braucht, kommt das hauseigene Pflgeteam in die Wohnung. Und wenn es nicht mehr anders geht, besteht Anrecht auf ein Pflegezimmer im gleichen Gebäude. Man könne nicht voraussehen, was das Älterwerden bringe, sagen beide: «Daher ist es beruhigend, dass wir gut versorgt sind, wenn wir einmal nicht mehr so gesund sind wie heute.» agh

www.vitadomo.ch

der neuste «Age Report» gezeigt, der alle fünf Jahre Wohnsituationen und Wohnwünsche älterer Menschen in der Schweiz untersucht. «Die grosse Mehrheit möchte auch im Alter «ganz normal» leben und so lange wie möglich in der vertrauten Wohnung bleiben», erklärt Autor und Mitherausgeber Joris Van Wezemaël. Auch weil hierzulande bloss ein Prozent aller Bauten pro Jahr neu gebaut wird, ist der Wohnforscher überzeugt, «dass die Zukunft für die meisten älteren Menschen im gewöhnlichen privaten Wohnen auf dem privaten Wohnungsmarkt liegt».

### Die Netzwerke zählen

Daheim alt zu werden, entspricht nicht nur dem Wunsch der Mehrheit, sondern ist meist weitaus günstiger als ein Umzug in eine Pflegeinstitution. Das begrüsst auch die Politik: «Ambulant vor stationär» lautet der Slogan, den sich viele Gemeinden auf ihre Fahnen und in ihre Altersleitbilder geschrieben haben. Doch damit die Menschen zu Hause alt werden können, müssten verschiedene Bedingungen bezüglich «Hardware» und «Software» erfüllt sein, betont Joris Van Wezemaël. Mit Hardware meint er eine altersgerecht eingerichtete Wohnung, die auch dann ein selbstständiges Leben ermöglicht, wenn sich altersbedingte Einschränkungen bemerkbar machen. Auch die Umgebung und das Quartier müssen so gestaltet werden, dass etwa Einkaufsmöglichkeiten und der öffentliche Verkehr für alle zugänglich sind (vgl. Interview mit Andreas Huber auf Seite 15).

Doch eine hindernisfreie Wohnung ist erst die halbe Miete. Ebenso wichtig ist für Joris Van Wezemaël die «Software»: ein ausgebautes Netzwerk von Unterstützungsmöglichkeiten, bestehend aus Nachbarinnen und Nachbarn, Familienangehörigen, freiwillig Engagierten und professionellen Diensten. Diese übernehmen für ältere Menschen kleinere und grössere Handreichungen bis hin zur Pflege und greifen ihnen wo immer nötig unter die Arme. Viele Leute lebten gut in einer Wohnung, die objektiv betrachtet keineswegs altersgerecht sei und etwa

Schwellen, keinen Lift und eine Badewanne statt einer Dusche aufweise. Entscheidend ist gemäss Joris Van Wezemaël, dass deren Bewohnerinnen und Bewohner solche Nachteile durch ihre ganz persönlichen Hilfsnetzwerke ausgleichen und damit ihre Wohnsituation stabilisieren könnten: «Niederschwellige und bezahlbare Unterstützung ermöglicht auch bei nachlassenden Kräften ein autonomes Leben.»

Die Nachbarin, die den Abfallsack hinausträgt, der Sohn, der die Steuererklärung übernimmt, die Enkelin, die mit dem Handy hilft, der Rotkreuzfahrer, der einen zur Ärztin fährt, der Mahlzeiten- und Putzdienst von Pro Senectute sowie die Spitex, die zweimal täglich für die Pflege vorbeikommt – sie alle beeinflussen die Lebensqualität älterer Menschen entscheidend. Das merke etwa, wer im höheren Alter zügeln müsse und damit nicht nur die vertraute Wohnung verlasse, sondern auf einen Schlag auch einen Grossteil seines über die Jahre gewachsenen Systems an Helferinnen und Helfern verliere.

### Gefragt sind viele Seiten

Deshalb versucht Joris Van Wezemaël in seinen verschiedenen Rollen als Portfoliomanager bei einer Immobilienanlagestiftung wie auch als Forscher und Berater, den Aufbau solcher Netzwerke von Anfang an anzuregen, wenn er Gemeinden und Investoren bezüglich neuer Bauvorhaben berät. Am runden Tisch sitzen daher neben dem Bauvorstand auch Sozialvorsteher, Vertreter von Kirchen, Freiwilligenvereinen und der Spitex sowie Bauherren und Liegenschaftsverwaltungen. Das stosse oft auf Erstaunen: «Einige dieser Akteure sind sich gar nicht bewusst, dass Fragen des Älterwerdens auch sie betreffen.» Doch: Mit der demografischen Entwicklung wird ein Grossteil der Bevölkerung und damit der Mieter und Käuferinnen von Wohnungen und Häusern ältere Menschen sein – deren Bedürfnisse es zu berücksichtigen gilt. Joris

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 14



Im «Stürlerhaus» bruncht man sonntags gemeinsam – und doch haben alle ihre Privatsphäre.

## «Die richtige Mischung aus Nähe und Distanz ist wichtig»

**Im «Stürlerhaus» in Bern bilden drei Ehepaare und vier Singles eine Hausgemeinschaft. Das bedeutet: Neben Gemeinschaftsräumen hat jede Partei ihre eigene Wohnung samt Küche und Bad.**

Vor zwanzig Jahren hatte eine Gruppe Interessierter die Vision, in der zweiten Lebenshälfte gemeinsam zu wohnen. Heute leben sechs Frauen und vier Männer zwischen 67 und 82 als Hausgemeinschaft im ehemaligen Diakonissenstift, das sie zusammen gekauft und renoviert haben. Gemeinsam kümmern sie sich um Haus und Garten samt Hühnern, um Finanzen und Technik, um ihre Website und die Gästezimmer, die sie als «Bed & Kitchen» vermieten. Jeden Sonntag sitzen alle beim Brunch zusammen, und an der 14-täglichen Genossenschaftssitzung kommt – nach einem feinen Essen – alles auf den Tisch, was ansteht. «Dann suchen wir so lange eine Lösung, bis alle damit leben können», erklären Pia Sieber (74) und Richard Hehl (82). Hausgemeinschaft bedeutet: Jede Partei hat eine eigene Wohnung, aber es gibt auch eine grosse Küche, ein Wohn- und ein Esszimmer sowie einen «Surfraum», die alle gemeinsam nutzen. Im ausgebauten Gewölbekeller sind Freunde, Nachbarn und Familie zur Fussball-WM, zu Filmen, Konzerten und Diskussionsrunden eingeladen. Einmal pro Monat steht das «Stürlerhaus» neuerdings auch den Menschen aus der nahen Asylunterkunft offen.

«Hier können wir unser Privatleben und gleichzeitig die Gemeinschaft pflegen», sagt Richard Hehl. Seine Nachbarin Pia Sieber ergänzt: «Man kann sich jederzeit zurückziehen, lebt aber doch nicht nur für sich.» Auch für schwierige Zeiten haben sich die Mitglieder der «Genossenschaft Andere Wohnformen im Stürlerhaus am Altenberg» in ihren Statuten gegenseitige Unterstützung zugesichert. «Das bedeutet aber nicht, dass man den Nachbarn die Spitex oder den Umzug ins Pflegeheim erspart», erklärt Richard Hehl.

Die richtige Mischung aus Nähe und Distanz, eine ähnliche Wellenlänge, gegenseitigen Respekt und Kompromissbereitschaft brauche es, damit ein solches Experiment gelinge. «Am Anfang», erinnert sich Pia Sieber, «musste ich erst lernen, mit der gemeinsamen Verantwortung und mit unterschiedlichen Ansichten umzugehen – heute ernten wir die Früchte unseres grossen Einsatzes.» Offener und toleranter sei sein Vater in den dreizehn Jahren im «Stürlerhaus» geworden, schreibt ein Sohn im Buch\* über die Hausgemeinschaft. Und die insgesamt 23 Enkelkinder der Bewohnerinnen und Bewohner finden die Wohnform ihrer Grosseltern «voll cool».

agh  
www.stuerlerhaus.ch

\* Buch: Margareta Hehl und Barbara Zehren: «Neue Wohnform für Mutige. Eine Generation revolutioniert ihre Zukunft», 2015.

Van Wezemael drückt es seinen Partnern gegenüber gern in der Wirtschaftssprache aus: «Die älteren Menschen sind das am stärksten wachsende Segment im Wohnbereich. Und wenn sich die Kunden und somit die Nachfrage verändern, muss sich das Angebot anpassen.»

Sein Fazit: «Es braucht keine Millionen für Spezialprojekte, sondern ein neues Denken und mehr Kommunikation.» Hausverwaltungen, Hauseigentümer oder auch Hauswarte seien wichtige Schnittstellen: Greifen sie zum Telefon und rufen die Gemeinde an, wenn ein Mieter den Zins mal dreimal, mal gar nicht überweist oder sich eine Mieterin immer mehr zurückzieht, sei schon viel erreicht. Von selbst jedoch entstehen solche Kontakte nicht. Der Fachmann betont: «Quartier- und Nachbarschaftsentwicklung müssen von Gemeinden und Bauherren bewusst gefördert und zu wichtigen Aufgaben der Alterspolitik werden.»

### Ein Gewinn für alle Seiten

Auch wenn die sozialen und finanziellen Ressourcen überall unterschiedlich seien: Kreative Lösungen gebe es immer. Und davon, ist Joris Van Wezemael überzeugt, profitierten letztlich alle: «Der Staat wird entlastet, kleineren und grösseren Unternehmen sowie Freiwilligen eröffnen sich spannende Betätigungsfelder, und die älteren Menschen erhalten mehr Selbstbestimmung und damit mehr Lebensqualität.»

**Prof. Dr. Joris Van Wezemael** Der Wirtschaftsgeograf und Architektursoziologe lehrt an der ETH und Universität Zürich und ist als Portfoliomanager einer Anlagestiftung für mehrere Hundert Wohnungen zuständig. Er ist Mitherausgeber des Age Report III: Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends (2014). [www.age-report.ch](http://www.age-report.ch)

**Links zum Wohnen im Alter:** Die Age-Stiftung fördert Wohn- und Betreuungsangebote im Bereich Wohnen im Alter: Auf [www.age-stiftung.ch](http://www.age-stiftung.ch) finden sich inspirierende Beispiele aus der ganzen Deutschschweiz. Interessante Projekte und Studien zum Wohnen im Alter führt auch das ETH-Wohnforum durch. [www.wohnforum.arch.ethz.ch](http://www.wohnforum.arch.ethz.ch)



Ursula und Beat Schären fühlen sich am neuen Ort im Appenzellerland schon ganz zu Hause.

## «Wir wohnen an einem Kraftort – und nehmen es, wie es kommt»

**Von Zürich zogen Ursula (71) und Beat (69) Schären ins Appenzellerland. «Wohnen mit Service» heisst das Konzept des Zentrums Hof Speicher. Schären können Unterstützung nach Bedarf anfordern.**

«Wir suchten unser kleines Paradies im Internet bis nach Thailand», erzählt Beat Schären. Gefunden hätten sie es schliesslich im Alterswohn- und Pflegezentrum Hof Speicher im Appenzellerland. Seit bald neun Monaten wohnen Ursula und Beat Schären im dazugehörigen Sonnhof, einer auf die besonderen Bedürfnisse älterer Menschen ausgerichteten Überbauung mit insgesamt 18 Wohneinheiten. Von ihrem hellen Wohnzimmer aus sehen sie zum gegenüberliegenden Kirchhügel und in die Appenzeller Berglandschaft: «Es ist ein Kraftort», sagt Ursula Schären.

Seit 44 Jahren ist das Paar verheiratet, während dreissig Jahren führte es in Zürich gemeinsam ein Treuhandbüro. Vor zwei Jahren wurde bei Ursula Schären ein Hirntumor diagnostiziert: «Wir erlebten, wie von einem Tag auf den anderen alles anders sein kann.» Es galt, eine Wohnung für die Zukunft zu suchen; ein Ort, an dem das Paar bei zunehmendem Bedarf auch mehr Hilfe erhält.

Ausser der wöchentlichen Reinigung ihrer Wohnung, einzelnen Hauptmahlzeiten im Restaurant Aglio & Olio im Hauptgebäude und je nach Wegverhältnissen dem Trans-

port zwischen den beiden nur wenige Gehminuten auseinanderliegenden Gebäuden beanspruchen Ursula und Beat Schären kaum Unterstützung. Beide sind jedoch froh, dass zu jeder Tages- und Nachtzeit Hilfe angefordert werden kann: «Das entlastet und gibt Sicherheit.» «Wohnen mit Service» heisst dieses Angebot vom Hof Speicher. Wer im Sonnhof wohnt, gestaltet seinen Alltag noch weitgehend selber. Er kann jedoch weitere Leistungen dazubuchen – vom Reinigungs- und Waschsdiens über die Balkonbepflanzung und kleinere Reparaturarbeiten bis hin zum Autowaschen oder dem Brötchenservice zum Frühstück. Regelmässige pflegerische Dienstleistungen übernimmt die Spitex. Im Hauptgebäude befindet sich auch die Pflegeabteilung mit 35 Pflegezimmern. Wer in den Hof Speicher einzieht, muss deshalb nicht befürchten, bei Pflegebedürftigkeit oder bei einer Demenzerkrankung noch einmal umziehen zu müssen. Noch geniessen Schärens hofinterne Anlässe wie das gemeinsame Turnen oder Jahresfeste. Sie machen Ausflüge mit dem Auto oder gehen gemeinsam einkaufen, und jeden Tag spielen sie vierhändig auf dem Flügel, der mitten in ihrem Wohnzimmer steht. Weiter in die Zukunft mögen sie nicht denken: «Es kommt, wie es kommt. So ist das Leben.» **uvo**  
[www.hof-speicher.ch](http://www.hof-speicher.ch)

Bild: Sonja Ruckstuhl

# «Altersgerechte Architektur ist gut für alle Generationen»

**Altersgerecht, schwellenlos, hindernisfrei – welchen Begriff verwenden Sie als Fachmann?** «Altersgerecht» beschreibt genau, was wir uns wünschen: Wohnungen, die so gebaut und ausgestattet sind, dass Menschen jeden Alters gut darin leben können. Die Bezeichnung «alters- und generationengerecht» macht dies noch deutlicher. Dahinter steht das Prinzip «Design für alle», denn was sich für ältere Menschen eignet, verbessert den Komfort und die Unfallsicherheit für alle Generationen. Auch jüngere Menschen sind froh um einen Lift und um schwellenlose Architektur, wenn sie nach einem Unfall an Krücken gehen, kleine Kinder haben oder schwere Umzugskisten schleppen.

**Welchen Einfluss hat die demografische Entwicklung auf Wohnungsbau und Wohnungsmarkt?** Künftig bilden die über 55-Jährigen die Mehrheit der Mieterinnen, Mieter und Hauseigentümer. Es braucht viel mehr Wohnungen, die sich der Entwicklung beim Älterwerden anpassen. Eine hindernisfreie, individuell anpassbare Wohnung ist für mich die Grundlage für gutes Wohnen im Alter. Sie trägt dazu bei, dass Menschen selbstständig leben können, auch wenn ihre motorischen, sensorischen oder kognitiven Fähigkeiten nachlassen. Auch der öffentliche Raum muss den Bedürfnissen von älteren Menschen Rechnung tragen, damit diese mobil bleiben und am Leben teilhaben können.

**Verfügen Architektinnen und Bauherren über das nötige Wissen?** Viele orientieren sich immer noch an jungen und gesunden Menschen. Und nicht selten besteht ein Widerspruch zwischen dem, was die Planer schön finden, und dem, was alltags-tauglich wäre. Umso wichtiger ist es, dass hindernisfreies Bauen selbstverständlich wird. Dann braucht es gar keine spezielle Architektur für ältere Menschen. Heute gibt es für viele Bereiche praktische und ästhetisch überzeugende Lösungen.

**Was sind typische Problembereiche?** Zentral sind stufen- und absatzlose Wege, genug breite Korridore sowie Freiflächen vor Türen, sodass man diese auch mit Rollator



### Andreas Huber

Der promovierte Geograf ist Geschäftsführer des Vereins LEA («Living Every Age»), der ab Ende 2016 das alters- und generationengerechte Bauen mit einem neuen Zertifikat fördern will: [www.lea-label.ch](http://www.lea-label.ch)

#### Links zum Thema

Fachstelle für behindertengerechtes Bauen: [www.hindernisfrei-bauen.ch](http://www.hindernisfrei-bauen.ch)

Fachberatungsstelle Procap Bauen: [www.procap.ch](http://www.procap.ch)

Fachberatung altersgerechtes Bauen

[www.wohnenimalter.ch](http://www.wohnenimalter.ch)

oder Rollstuhl bedienen kann. Wichtig sind rutschhemmende Bodenbeläge und eine gute Beleuchtung. Hindernisfreiheit in Küche und Bad ist grundlegend, um Haushalt und Körperpflege selbstständig zu erledigen. Befinden sich Spüle und Kochherd auf gegenüberliegenden Seiten, ist das Aufsetzen eines schweren Kochtopfs mit Wasser für Personen mit wenig Kraft ein Problem. Balkontürschwellen, eine Badewanne oder eine hohe Duschtasse werden rasch zu unüberwindbaren Hindernissen. Jüngere Leute können bauliche Mängel durch Kraft und Beweglichkeit ausgleichen. Bei Älteren stellen eine ungeeignete Einrichtung oder ein Sturz das selbstständige Leben infrage.

**Was will das neue Zertifikat «LEA», das Sie derzeit entwickeln?** Der Verein LEA setzt sich dafür ein, dass die bestehenden Vorgaben für altersgerechte Wohnbauten auch konsequent umgesetzt werden. Da der Begriff «altersgerecht» nicht geschützt ist, wird viel angepriesen, was nicht einmal alle Mindestkriterien erfüllt. Hier schafft LEA Klarheit. Am neuen Standard können sich sowohl Bauherinnen und Architekten bei der Planung orientieren als auch Mieterinnen und Käufer von

Wohnungen und Häusern. Eine webbasierte Planungssoftware unterstützt alle am Bau beteiligten Akteure, eine gute Zertifizierung für ihr Gebäude zu erreichen. Und eine Mieterin einer zertifizierten Wohnung kann sicher sein, dass sie auch bei eingeschränkten Kräften in ihrer Wohnung bleiben kann.

**Verteuern solche Vorschriften das Bauen nicht enorm?** Das ist ein oft gehörtes Vorurteil. Eine Nationalfonds-Studie hat schon 2004 festgestellt, dass bei Neubauten hindernisfreies Bauen Mehrkosten von weniger als zwei Prozent der Bausumme verursacht. Nachträgliche Anpassungen kommen teurer, vor allem der Einbau eines Lifts. Eine gute Planung ist also wichtig, weil Bauten eine lange Lebensdauer haben und Korrekturen schwieriger sind.

**Warum sollten Hauseigentümer ein Zertifikat anstreben?** Das Zertifikat erhöht den Wert ihrer Liegenschaft auf einem Wohnungsmarkt, auf dem die Bedürfnisse älterer Menschen wichtiger werden. Viele Einfamilienhaus- und Stockwerkbesitzer suchen aufs Alter hin geeigneteren Wohnraum und verfügen über die nötigen Mittel. Vermietern bringt eine anpassbare Wohnung weniger Mieterwechsel und damit weniger Umrübe und Kosten.

**Was können die Bewohnerinnen und Bewohner selber tun?** Oft bringen schon kleine Veränderungen viel. Eine Beratungsstelle kann helfen, die wichtigsten Gefahrenquellen wie etwa Stolperfallen oder schlechte Beleuchtung zu vermeiden. Es gibt Aufsätze fürs WC, die das Aufstehen erleichtern, Duschsitze verringern das Sturzrisiko. Auch viele Vermieter bieten Hand für kleine Verbesserungen wie Haltegriffe im Bad oder einen zusätzlichen Handlauf im Treppenhaus.

**Was bringt die Zukunft?** Die Digitalisierung bringt spannende Neuerungen wie drahtlose, flexibel einsetzbare Steckdosen oder Kameras, die merken, wenn jemand stürzt. Technische Innovationen sind aber manchmal noch wenig benutzerfreundlich und damit nicht immer altersgerecht.

Bild: Christoph Ruckstuhl/MZZ